



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Stellanus, Georg: Am Fuße des Hradschins : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

selben Jahre, daß die Eröffnung des Simplontunnels und damit eines neuen großen nord-südlichen Verbindungswegs bringen soll, wird auch die Gotthardbahn in den Besitz der Eidgenossenschaft übergehen. Ein kleiner Staat, der sich den großen modernen Aufgaben derart gewachsen zeigt, hat gewiß noch eine Zukunft vor sich.



## Am Fuße des Hradschins

Von Georg Stellanus

(Fortsetzung)



rag, das hunderttürmige goldne Praha war gerade in dieser Zeit des Spätherbstes, wo alles, was sich durch Reichtum, Rang, politische und gesellige Stellung auszeichnete, von Reisen zurückkehrte, die Land- sitze und Jagdgründe verließ und in der Landeshauptstadt zusammenströmte, wunderbar schön.

Wenn das Auge von der Bastei des Hradschins nach rechts und nach links hin dem Laufe des Stromes folgt, der uns Deutschen als Moldau bekannt ist, von keinem echten Tschechen aber je anders als Vltava genannt wird, begegnet ihm überall in der bald klaren, bald Nähe und Ferne in helle, durchsichtige Nebelschleier hüllenden Herbstluft ein entzückendes landschaftliches Panorama, das durch die pittoresken und geschichtlich bedeutenden Bauten des Vordergrunds Geist und Phantasie lebhafter anregt, als dies modernere Städtebilder zu thun imstande sind.

Dem Beschauer zur Rechten ragen die alten Gemäuer und weitläufigen Paläste des Hradschins empor, zu seinen Füßen liegt an einem weiten Kranze von Höfen und Gärten das alte, in seiner ursprünglichen Gestalt noch ziemlich unveränderte Waldsteinsche Palais, den Hügel hinauf auf ihn zu zieht sich der von einem altväterischen Sommerhause gekrönte Fürstenbergische Garten, während sich zur Linken an den Hügeln hin und auf deren vordern Sattel die mit Bäumen und Sträuchern schön bewachsenen Kronprinz Rudolf-Anlagen erstrecken, als deren rechter, dem Hradschin zunächst liegender Flügelstützpunkt eine gegen das Moldauthal steil abfallende Bastion hervorragt. Von ihr aus ertönt täglich, wenn nicht die Nebel so dicht sind, daß sie das optische Signal der auf dem jenseitigen Ufer liegenden Sternwarte verhindern, der den Meridies verkündende Kanonenschlag, dessen vielfältiges Echo von den die Stadt in weitem Kreise umgebenden Hügeln zurückhallt. Zu Füßen dieser Signalbastion, auf der während der Anwesenheit des allerhöchsten Kriegsherrn oder eines Mitglieds des Erzhauses der schwarze Doppeladler im gelben, buntumzackten Felde weht, stehn auf beiden Seiten des Stroms stattliche, miteinander durch einen Kettensteg, Jolezná lávka, verbundene moderne Gebäude, unter denen sich das Rudolfinum und die langgestreckte Fassade des Gräfllich Strakaschen Pädagogiums besonders auszeichnen.

Das alte Prag dagegen mit seinen prachtvollen, zitadellenartigen Thoren, mit seinen Türmen und Kuppeln, vor allem aber seiner durch reiche Statuengruppen belebten, überaus malerisch wirkenden Karlsbrücke liegt mehr zur Rechten in der Tiefe, von der aus dessen Kleinseite, Malá Strána, in einem bunten Durcheinander von verräuchertem Mauerwerk, altertümlischen Dächern und Schornsteinen, vielgestaltigen Giebeln und Erkern, bald auf höherer, bald auf niederer Sohle stehenden Höfen, Terrassen und Gärtchen zum Hradschin hinaufklettert. Zwischen den bergauf strebenden Häusermünd den in buntem herbstlichem Laube prangenden Gärten schlängeln sich in allerhand Windungen, außer steil ansteigenden Pfaden und Gassen, auch einige schier endlos scheinende Treppenschuchten, die bisweilen tunnelartig durch ganze

Gebäudekomplexe hindurchgeführt sind und ihr Ziel, die Burg, erst nach vielfach unterbrochenem, immer erneutem Anlauf erreichen.

Es bedarf beim Ausblick auf dieses mittelalterliche, uns trotz vielfältiger militärischer und politischer Katastrophen, von denen die Hauptstadt Böhmens im Laufe der Jahrhunderte heimgesucht worden ist, erstaunlich gut erhaltene Bild keines besondern Vorsatzes, wenn man sich an den uralten Zeugen mittelalterlicher Wehrkraft, ständischer Macht und städtischen Gemeinnsinn in geschichtlichen Anschauungsunterricht vertiefen soll. Ereignisse und Menschen — Universitätsgründung, urkristliche Streitigkeiten, blutige Aufstände, rohe Verwüstungen, Studentenauzug, Defenestrationen, feindlicher Sturm und kräftige Abwehr, das kurze pfälzische Regiment mit dem darauf folgenden langen und blutigen Strafakt — Karl IV. und die andern Luxemburger, Tycho de Brahe, Johannes Hus, Hieronymus, der Winterkönig, der Friedländer, der preußische Friedrich, alle finden sich ein und ziehn an unserm geistigen Auge vorüber. Aber während unten die Hauptverkehrsadern der volk- und fabrikreichen Stadt voll Getümmels und Lebens sind, herrscht hier oben Einsamkeit und Stille. Ringsherum nichts als weltfernes Abgeschlossenheit, nichts als lautlose Ausgestorbenheit. Es ist einem zu Mute, als getraue sich das heutige junge Leben nicht hierher, als wären die menschenleeren Wälle, Plätze und Straßen nur von den Geistern der Vorzeit besucht, die das bunte Treiben der Epigonen mit eifrigem Schweigen vom einstigen Schauplatz ihrer wilden Thaten fernzuhalten bemüht seien.

In der schulfreien Zeit spielen hier vielleicht, nur mit den beiden notwendigsten Bestandteilen europäischer Kleidung angethan, einige quecksilbrige Jungen „Anschlagens“ gegen die alten, dicken, verwitterten Mauern, die so vielen Stürmen und Fährnissen siegreich getrotzt haben; oder es kehren eine Stunde nach Mittag ein paar Vaterlandsverteidiger, die blaue Lagermütze auf den Piff gesetzt, mit dem Menagegeschirr von der Wache zurück und begeben sich plaudernd, im gemächlichsten Bummelschritt durch die mittelalterliche Thorfahrt nach der nahen an die Georgenkapelle angebauten Winkelfaserne; oder es läutet gar eins am Eingange des alten Hauses, worin, wenn man dem halb unlesbar gewordenen Schilde glauben dürfte, nicht Gespenster, sondern Korbflechter ihr Wesen treiben, und die in ihrer feierlichen Verödung gestörte Grabesstille macht sich ein schadenfrohes Vergnügen daraus, das harmlose Getümmel der alten abgelebten Glocke zu erschreckendem Sturmkläuten aufzubauschen. Aber es gelingt ihr doch nicht, die etwas weiter hin von früh bis abend auf den Stufen betende gelähmte Bettlerin aus ihren halblaut gemurmelten Psalmöden herauszuschrecken. Bei Wind und Wetter, in Regen und Sonnenschein sitzt sie da, um die ihr gebührende milde Gabe des Vorübergehenden einzuheimsen und fleht dafür mit höchstem Eifer des Himmels Segen auf den barmherzigen Samariter herab. Auch die beiden gelangweilten Infanteristen haben, obwohl sie selbstverständlicherweise nicht über fromme Wünsche und ein der alten Frau zugeworfenes Bog s voim matku! (Gott mit Euch, Mutter) hinausgegangen sind, eben ihren Anteil am Manna der nie rastenden Fürbitte gehabt.

Ja, die Geister der Vorzeit halten hier Wache, und es haben sich ihnen, auch heutigentags noch in Böhmen übermächtig, die tote Hand der Kirche und der auf allen begehrenswerten Punkten eingestete, da ein Schloß, da einen Wildpark, da fischreiche Teiche, ringsherum aber ausgebreitete Wälder und Felder umfassende Latifundienbesitz des hohen Adels als stumme Wächter zugesellt. Wie die übrigen Paläste Prags sind auch die des Hradškins den größten Teil des Jahres über unbewohnt, weil ihre Eigentümer, der Schloßherr der kaiserlichen Burg an der Spitze, anderswo frischeres Stadt- und Landleben genießen. Nur der Fürstbischof und die adlichen Stiftsdamen, die in der schönsten Aussicht über die Stadt und im Andenken an die Kaiserin Maria Theresia für die Ausichtslosigkeit ihrer Lebenspläne und für den eignen kinderlosen Herd Trost zu finden bemüht sind, „residieren“ einigermassen.

Wie könnte unter solchen Umständen auf dem Grabschin statt Verödung Leben, statt Kirchhofsstille munteres Geräusch und Getreide herrschen? Was kann so ein einzelner abgelagerter Kastellan, was kann ein noch so wohlbeleibter Sakristan zur Belebung der weiten stillen Räume thun? Sind ein paar armselige Frösche imstande, durch ihre Sprünge und Fahrten ein verlassenes Niesenaquarium in ein Modestad der Amphibienwelt umzuwandeln, und werden sie sich nicht vielmehr still und verschüchtert in das künstlich angepflanzte Schilf zurückziehen, weil es sie, so ganz allein in der weiten Wasserwüste, grault und gruselt?

Die alte Frau auf den Stufen hatte ihre durch das Mittagmahl unterbrochenen Fürbitten mit besondrer Inbrunst von neuem begonnen. Es kamen „wieder“ zwei die Stufen herauf, ein hochgestellter geistlicher Herr und, in ein lebhaftes Gespräch mit ihm vertieft, ein unverkennbar echtösterreichischer Kavaler. Aus dem Munde des Prälaten empfing die Veterin die beglückende Segensformel, aus der Tasche des Kavalers das kaum minder beglückende Geldstück. Der Kavaler war der von uns aus Wien zurück erwartete Viktor Montenero, der in der That mit zwei wunderschönen arabischen Schimmelhengsten und einem nubischen Wüstenjohne in Prag eingetroffen war und im Palais seines Oheims, des Fürsten, Wohnung genommen hatte; der Prälat war der Prior, der, ohne daß der andre eine Ahnung davon hatte, das letzte Verhör mit ihm anstellte.

Individuelle Offenbarung, fragte der Prälat, den von Montenero gebrauchten Ausdruck wiederholend, wie meinen Sie das, lieber Graf?

Wie ich das meine, Hochwürden? Nun, daß auch wir zwei nicht daselbe zu glauben brauchen, weil wir zwei verschiedene Herzen haben, und sich vielleicht der Schöpfer das eine so, das andre so hat zurecht machen wollen.

Und diese Vorstellung von der individuellen Offenbarung führt Sie natürlich dazu, alle Satzungen und Lehren unsrer heiligen Kirche für irrtümlich anzusehen, sobald sie einer Meinung widersprechen, die sich bei Ihnen im Wege der vermeintlichen individuellen Offenbarung gebildet hat!

Doch nicht, Hochwürden. Ich nehme im Gegentheil an, daß jeder sich an das halten muß, was ihm einleuchtet. Wenn Euer Hochwürden die Dogmen der Kirche sämtlich einleuchtet, was nur durch eine besondre Gnade möglich ist, so muß der Herr Prälat für sie durchs Feuer gehn, und niemand hat das Recht, ihm seinen Glauben als einen auf irrtümlichem Grunde beruhenden vorzuwerfen.

Ebensowenig vermutlich, als ich das nach Ihrer Meinung Ihnen gegenüber zu thun berechtigt bin.

Nun ja, Hochwürden, darauf möchte es freilich in der Hauptsache hinauslaufen.

Aber, Graf, ist es Ihnen denn nicht klar, daß mit solchen Grundsätzen von einer herrschenden Kirche, vom Amte der Schlüssel, vom Stuhle Petri nicht mehr die Rede sein kann?

Doch doch, Hochwürden, für die, die daran glauben . . .

Und für die, die nicht daran glauben, Graf?

Ja, die müssen sich eben sehr hüten, daß sie fremden Glauben und ganz besonders den Glauben einer ganzen Kirche nicht vorwizigerweise als Aberglauben bezeichnen, während sie doch nur von sich selbst zu reden berechtigt sind und nur sagen können, was ihnen einleuchtet und was nicht.

Aber damit machen Sie ja Ihre eigne Vernunft, von der Sie doch zugeben müssen, daß sie nur zu oft irrt und irreführt, zur einzigen Leuchte auf Ihrem Wege, und wenn alle dächten wie Sie . . .

Ja, Hochwürden, das ist es ja gerade. Ganz wie ich denkt keiner, und daß das so ist, scheint doch in des Schöpfers Absicht gelegen zu haben . . .

Wenn es nicht vielmehr in der seines größten Feindes liegt, der allzeit Unkraut unter den Weizen säet, und dem an nichts mehr gelegen ist als an der Herrschaft von Unglauben und Zweifel. Wie können Sie, Graf, mit Ihren Grund-

säßen ein treuer, gehorsamer Sohn der Kirche und unsers heiligen Vaters sein! Sie entziehen sich ja willkürlich seinem Einfluß und seiner Jurisdiktion; die Kirche wird Ihnen zu einer Fremden, mit der Sie nichts mehr zu thun haben.

Meinen der hochwürdige Prälat damit, daß ich das Ansehen und den Einfluß der Kirche als einer vom Staate anerkannten geistigen Gewalt in Frage stelle? Das thue ich keineswegs. Ich unterwerfe mich durchaus den Gesetzen des Staats, und was er in Bezug auf die Heilighaltung kirchlicher Gebräuche verfügt, halte ich mich in jeder Beziehung zu befolgen für verpflichtet.

Aber die Kirche steht doch weit über dem Staat, und was sie von Ihnen fordert, ist deshalb ein viel zwingenderes Gebot, als was der in seinen Zielen und Formen veränderliche Staat von Ihnen verlangen kann.

Nun ja, Hochwürden, ich weiß, daß das der Standpunkt ist, auf dem Rom steht, und ich bekämpfe ihn nicht, insoweit Ihre Ansichten davon beeinflusst werden. Nur insoweit mich die Sache angeht, habe ich meine eigne Meinung.

Und wozu führt Sie das, Graf? Daß Sie für sich von den Sakramenten und Gnadenmitteln nichts erwarten, und daß Sie, wo es sich um Förderung kirchlicher Zwecke und um die Verteidigung unsrer priesterlichen Vorrechte handelt, mehr als lau sind? Glauben Sie, daß der Kirche mit solchen Anschauungen gedient sein kann, und daß sie die Toleranz soweit treiben darf, einen solchen Standpunkt nicht mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln anzugreifen?

Aber wie können Hochwürden erwarten, daß ich mich veranlaßt finden könnte, etwas zu fördern, was mir entweder nebensächlich oder gar gemeingefährlich erscheint?

Und welche von der Kirche getroffene Einrichtung, welcher von ihr aufgestellte Grundsatz würde denn zu denen gehören, die Sie für nebensächlich oder gar für gemeingefährlich halten? Denken Sie dabei an das Eölibat, an die Klostergelübde, an die Dogmen der Infallibilität und der unbefleckten Empfängnis, der die Mutter unsers Heilands entsprossen ist? Sie müssen doch selbst fühlen, Graf, daß solche Ansichten nichts andres sind als die reinste Kezerei, und daß die Kirche dergleichen in ihrem Schoße nicht dulden kann, wenn nicht das ganze im Laufe der Jahrhunderte mit Gottes Hilfe aufgerichtete gewaltige Gebäude zum Einsturz kommen soll.

Ob die Kirche dergleichen dulden kann, weiß ich nicht. Wie sie gegenwärtig organisiert ist, und da sie nun einmal auf ihren weltlichen Einfluß, auf ihre weltliche Stellung so großes Gewicht legt, so wird sie wohl solchen Widerstand nie dulden wollen und ihn vielleicht auch nie dulden dürfen. Auf rein geistigem Gebiet bin ich kein Widersacher der Kirche. Im Gegenteil. Wie könnte ich das Recht, der eignen Meinung zu folgen, das ich für mich in Anspruch nehme, da beeinträchtigen wollen, wo es sich um die unbedingte Glaubens- und Lehrfreiheit einer so gewaltigen Gemeinschaft handelt, wie es die katholische Kirche ist? Nur in rein weltlichen Dingen kann ich mich bisweilen für das Vorgehn und die Ziele der Kirche nicht erwärmen.

Mein Herr Graf, Sie sind im Irrtum. Die Bestrebungen der Kirche sind niemals weltlich, wenn auch die Mittel, deren sie sich zur Erreichung ihrer Zwecke bedient, notgedrungen weltlich sind. Die Zwecke der Kirche werden schon allein durch den Umstand, daß die Kirche sie zu den ihren macht, geistliche, und damit fällt für das Individuum, für Sie wie für mich das Recht weg, darüber zu richten oder ihnen gar Widerstand zu leisten. Graf, Sie sind ein Idealist, und zwar ein der Kirche gefährlicher. Der Grundgedanke, von dem man auszugehen hat, daß die Kirche eine gewaltige, von Gott selbst gegründete und ausgebaute Institution ist, für deren Bestand man keinen Stein als gleichgiltig oder nebensächlich betrachten darf, ist Ihnen keine unumstößliche Wahrheit, kein Dogma. Darum sind Sie der Kirche entfremdet, stehn außer ihr.

Was kann der Kirche an der Meinung eines Einzelnen gelegen sein?

Auch hier irren Sie im allgemeinen und im besondern. Die Kirche muß den Unglauben und die Gleichgiltigkeit bekämpfen, wo immer sie ihr entgegenreten, und bei einem Manne, der wie Sie, Graf, wenn sich heute zwei Augen zuthun, für die

Interessen der Kirche als Freund oder als Feind von Bedeutung sein wird, ist dies in erhöhtem Maße der Fall. Es beliebt Ihnen, die Kirche überhaupt als Menschenwerk, als etwas in Ihrem Leben und in dem des Staats „Nebensächliches“ anzusehen, und dieser Irrtum veranlaßt Sie zu glauben, daß Sie nach eigenem Ermessen an dem Bau der Kirche und an ihrem Wirken deuteln und ändern können. Hüten Sie sich, Graf, daß Sie nicht zwischen das Getriebe ihrer allmächtigen Räder kommen und dabei zermalmt werden.

Was Hochwürden sagen, bestätigt mein Bedenken, daß die Kirche, wie sie jetzt besteht, vielleicht wider ihren Willen, aber mit innerer Notwendigkeit eine Tyrannie ist, der man blind gehorchen muß, wenn man ihr nicht als Reber oder Widersacher gegenübertritt will. Das ist die Schuld der Kirche, nicht die unsre, ich meine derer, die auch in geistlichen Dingen freie Forschung als die erste Vorbedingung für die Möglichkeit eines allmählichen Fortschritts ansehen.

Die beiden waren unter diesem Gespräch an der St. Georgenkapelle und am Dome vorbei über die öden Burghöfe weg nach dem Fürsterzbischöflichen Palais gegangen. Der Prälat, der dem Kardinal seine Aufwartung machen wollte, trennte sich hier von Montenero. Nicht mit einem Händedrucke, wie das sonst zwischen den beiden üblich war, sondern mit einer leichten Neigung des Hauptes, nachdem er, gewissermaßen als Abschluß der Diskussion, noch sehr ernst und eindringlich gesagt hatte: Ich warne Sie, Graf, hüten Sie sich in kirchlichen Fragen vor der freien Forschung und vor allem, was aus ihr an Unbotmäßigkeit und Unglauben erwächst. Sie sehen die Kirche irrtümlicherweise als eine rein geistige Macht an, der man in weltlichen Dingen unbedenklich Widerstand leisten darf. Kein Irrtum kann Ihnen so verhängnisvoll sein als dieser, denn Sie verkennen damit nicht allein das Wesen der Kirche, sondern auch die Größe der Ihnen drohenden Gefahr.

\*

\*

\*

Als wenn es darauf abgesehen gewesen wäre, Montenero in eine Stimmung zu bringen, die ihn veranlaßte, die Warnung des Priors in den Wind zu schlagen, kamen ihm über den Platz die Gräfin V' Hermage und deren Tochter entgegen. Da sie eine der Stiftsdamen auffuchen wollten, so schloß er sich ihnen an, ging mit ihnen den eben in Gesellschaft des Priors gemachten Weg zurück und würde über dem munteren Geplauder, mit dem ihn die beiden Damen empfingen, die ernstesten Worte des Prälaten ganz vergessen haben, wenn nicht die Gräfin ziemlich bald das Gespräch von den Stadtneugkeiten auf ungefähr denselben Gegenstand gebracht hätte, das der Prior verhandelt hatte.

Die Äbtissin hatte es für ihre Pflicht gehalten, die Gräfin zu warnen, offenbar in der Hoffnung, daß es dieser gelingen würde, ihren Einfluß auf Montenero geltend zu machen und so das Äußerste, was sie kommen sah, abzuwenden. Selbstverständlich hatte die Äbtissin nicht gesagt, was sie von den Absichten des Priors wußte, sondern nur in allgemeinen Ausdrücken von den Gefahren gesprochen, denen man sich auch heutzutage noch aussetze, wenn man der Kirche Widerstand zu leisten wage, und wenn dieser Widerstand der Kirche unbequem oder gefährlich erscheine. Dieses Thema behandelte nun die Gräfin auf ihre Weise, indem sie dabei den rein äußerlichen Dingen, mit denen sie sich soviel zu schaffen machte, und aus denen ihrer Meinung nach wahrhaft kirchliches Wesen bestand, das Wort redete. Warum war er dem Vincentiusvereine noch immer nicht beigetreten? Warum hatte er dem Kardinal seinen Besuch zu machen versäumt? Warum fehlte er jeden Morgen bei der Messe? Was hatte er gegen den Pater Morysius, der ihn anzuleiten bereit war? Konnte er für den Better Egon, der ein so gewissenhafter Mensch und guter Katholik war, nicht etwas freundlicher und zuvorkommender sein?

Das waren viel Fragen auf einmal. Freilich waren das alles nur Äußerlichkeiten, worin er sich hätte fügsam können. Wenn sie nur nicht so eng mit der einen Hauptfrage zusammengehangen hätten, ob man sich von der Geistlichkeit

in die Tasche stecken lassen solle oder nicht. Und Egon, mit seinem Leichenbittergesicht und seiner Armenjündermiene, war ihm nun erst recht zuwider. Er begriff nicht, daß Paula das nicht einsah. Auch deren Mutter schien für die Unaussehlichkeit dieses Menschen kein Auge und kein Ohr zu haben und ließ ihn immer für voll gelten.

Ich nehme mirs jeden Tag von neuem vor, freundlich und nett mit ihm zu sein, sagte Montenero, aber es gelingt mir nie.

Mama, sagte Komtesse Paula lachend, die beiden sind auch zu verschieden, als daß sie miteinander an demselben Strange ziehn könnten.

Das ist schade, sagte die Gräfin, denn Egon, man mag sonst über ihn denken, wie man Lust hat, zieht am richtigen. Seien Sie doch überzeugt, bester Viktor, daß mir Ihr Wohl ganz ebenso am Herzen liegt wie das Egons, und daß ich es mir recht wohl überlegt habe, wenn ich Ihnen ernstlich rate, so bald als möglich einzulenken und wenigstens in der Form eine Opposition aufzugeben, die niemand etwas nützt und Ihnen nur Feinde macht, und zwar sehr wichtige und gefährliche.

Ja, fügte Komtesse Paula bei, auch der Onkel und der Kardinal sind ein wenig ungehalten auf dich, Viktor. Sie finden, daß du mit deinen freigeistlerischen Ideen zu weit gehst, und daß das, auch abgesehen von allem andern, mit der Stellung eines böhmischen oder, wenn du lieber willst, österreichischen Großgrundbesitzers nicht vereinbar ist.

Und wie denkst du darüber, Cousinchen?

Wie soll ich darüber eine Meinung haben, Viktor! Du denkst so, Mama denkt anders, und mir ist es natürlich ebenso unmöglich, mich gegen deine wie gegen Mamas Meinung zu entscheiden.

Und Egons Meinung, fragte die Gräfin vorwurfsvoll, gilt sie dir so wenig, daß du ihrer nicht einmal erwähnst? Die vorsichtige Frau verfehlte nie, in solchen Fällen die Balance wenigstens in der Form herzustellen. Man konnte nicht wissen, wie sich die Dinge anlassen würden, und sie wollte bis zuletzt freie Hand behalten.

Ach, du weißt ja, Mama, mit Egon geht es mir wie Viktor. Ich fasse jeden Tag von neuem den Vorfaß, mich nicht über ihn zu ärgern und ihn nicht unglimpflich zu behandeln, und ehe ich mich dessen versehe, ist er mir wieder einmal ganz zuwider geworden, und ich muß meinen Anmut an ihm auslassen. Das ist nun einmal stärker als ich. Unser guter Pater Moxsius hat es mir so und so oft vorgestellt, wie unrecht es von mir ist, daß ich Egon trotz seiner moralischen Vortrefflichkeit nicht so gut leiden mag wie . . . ich meine, daß ich ihn nicht recht leiden mag. Es bleibt trotz aller Vorstellungen und trotz aller guten Vorsätze dabei, und ich müßte mich sehr irren, wenn es dem Onkel Vincenz und dem Onkel Clemens nicht im verborgensten Winkel ihres Herzens auch so ginge wie mir. Egon sollte in ein Kloster gehn, in ein nettes mit guter Kost und schöner Aussicht. Da wäre er mit seiner Duckmäuserei ganz an seinem Plage, findest du nicht auch, Viktor?

Um Gottes willen, Paula, wie kannst du so etwas sagen, platzte Montenero heraus, dem die treue, durch dick und dünn gehende Bundesgenossenschaft seiner Cousine kein neuer Triumph war. Du weißt ja doch, daß, wenn es nach mir ginge, alle Klöster morgen aufgehoben werden würden. Wie könnte ich denn je wünschen, daß ein ohnehin in seinen Vorurteilen so befangener Mensch, wie unser guter Vetter, durch seinen Eintritt in ein Kloster noch tiefer in das mystische Dunkel des religiösen Wunderglaubens hineingeführt würde.

Die Gräfin legte sich auch diesesmal rasch ins Mittel: das Ausgleichen, das Glatfreden war ihre Force. Lieber Viktor, sagte sie freundlich, keiner von uns möchte Sie ja in ein Kloster schicken . . .

Das fehlte auch noch . . . es war sonderbar, daß dieser etwas unverblünte und den Regeln der Unterhaltung im Monteneroschen Hause zuwidergehende Ausdruck Viktor und Paula wie aus einem Munde entfuhr.

Nein, Sie sollen bei uns bleiben, lieber Viktor, aber mit Ihren Ansichten über

die Klosterfrage und die guten Werke überhaupt stehn Sie in unserm Kreise wirklich ganz vereinzelt da. Auch Paulas Onkel, unser guter Kardinal, dem niemand je extreme Ansichten vorgeworfen hat — wie hätte er solche auch bei seinen frühern Kameraden auflesen können! —, ist von dem Nutzen und der Notwendigkeit der Klöster und der Heiligenverehrung überzeugt, und noch neulich bemerkte er, daß man mit deren Abschaffung das Weil an die Wurzeln des Baumes legen würde. Ohne Klöster, ohne Ablass, ohne gute Werke und ohne die Fürsprache der Heiligen, denkt auch er, sei die katholische Kirche einfach undenkbar.

Du lieber Gott, verehrte Tante, das stelle ich ja auch im allgemeinen gar nicht in Abrede, und ich verdenke es weder dem Kardinal noch irgend einem unser Prälaten, wenn sie die Kirche, der sie als deren Fürsten und höchstgestellte Diener angehören, mit den Mitteln groß und mächtig zu erhalten suchen, denen sie ihre gegenwärtige gewaltige Stellung verdankt. Es wäre Selbstmord, wenn sie es nicht thäten, und unser guter Prior vom Berge hat mir gerade auf der Stelle, auf der wir jetzt stehn, auseinandergesetzt, daß die Kirche keinen, auch nicht den anscheinend wertlosesten Abfall dulden könne, und daß er, was meine eigne unwürdige Person anlangt, Noth und Krage daran setzen würde, mich im Schoße der heiligen Mutter Kirche festzuhalten und zu verhindern, daß ich unter die Abtrünnigen gerate.

Und haben Ihnen die Worte unsers Priors keinen Eindruck gemacht, lieber Viktor? Die gute Äbtissin hat mir noch gestern ganz in demselben Sinne von Ihnen mit höchster Liebe und Teilnahme gesprochen. Sie macht mich gewissermaßen dafür verantwortlich, daß Sie umkehren und wenigstens nach außen hin eine kirchenfreundlichere Haltung annehmen. Sie sagt, Sie sollten den Kardinal aufsuchen und ihm vorstellig machen, daß man Sie bei ihm verleumdet und ohne Noth angeschwärzt habe. Sie sollen ihm sagen, daß sie dem Vincentiusvereine beizutreten wünschen, und daß Sie kein prinzipieller Widersacher der Klöster und ihrer auch materiellen Förderung seien.

Dem Kardinal werde ich ja mit Vergnügen meine Aufwartung machen. Wir verstehen uns noch von früherer Zeit her sehr gut, und ich sehe zu wohl ein, welche besondere Verpflichtungen ihm das Barett und das rote Gewand auferlegen, als daß ich im Verkehr mit ihm eine Diskussion über Dinge herbeiführen möchte, die er ex officio verteidigen muß, und die ich deshalb, ohne taktlos zu sein, ihm gegenüber nicht angreifen dürfte. Ich könnte ja auch statt in den Vincentiusverein in den Dombauverein eintreten, denn den Ausbau dieses herrlichen Kunstwerks zu fördern liegt mir ja ohnehin am Herzen. Auch wegen des Besuchs der Messe könnte ich gern thun, was Sie und die Äbtissin wünschen . . .

Das ist recht von dir, Viktor, fiel Komtesse Paula eifrig ein. Du wirst sehen, was du dem Kaplan damit für eine Freude machst. Er sagt, seitdem du zurück bist, und es bekannt ist, daß du die Messe schwänzt . . .

Aber Paula, sagte die Gräfin vorwurfsvoll.

Nun ja, es war mir ja nur so von der Zunge geschlüpft, weil Viktor auch so sagt, und ich den Ausdruck komisch finde . . . Aber das ist richtig, seitdem die Leute im Stalle wissen, daß du nicht zur Messe kommst, sind schon fünf von den Kutschern und Reitknechten weggeblieben. Und gerade die besten . . .

Meinst du damit die frömmsten, Cousinchen?

Nein, so die besten, die ihre Sache verstehen und etwas auf sich halten. Und von denen der Kaplan natürlich auch geglaubt hatte, daß sie die frömmsten seien. Sie sehen, Viktor, wie auch in diesem Falle böses Beispiel gute Sitten verdirbt.

Ganz wider meinen Willen, verehrte Tante, denn nichts liegt mir ferner als die Absicht, irgend jemand seinen kirchlichen Pflichten zu entfremden. Wer an das Wunder glaubt, soll ja nicht versäumen, ihm beizuwohnen.

Und Sie, Viktor, haben Sie denn den Glauben an das Wunder so ganz verloren?

Ach, Mama, spanne doch den unglücklichen Viktor nicht so auf die Folter. Er will ja die Messe wieder regelmäßig besuchen. Das ist ja doch die Hauptsache.

Das war in der That für die Gräfin die Hauptsache und — für Komtesse Paula auch, denn alles, was ihr den Grafen Viktor entfremdete, war ihr peinlich, verursachte ihr wahren Seelenschmerz. Ihre Gefühle für ihn waren derart, daß sie es — vielleicht war das unrecht — mit dem Glauben und der Kirchlichkeit nicht so genau nahm. Sie würde sich, wenn es nur auf sie angekommen wäre, am Ende sogar mit dem Gedanken, einen Kezer zum Manne zu haben, ausgehöhnt haben, aber es hatten ja auch noch andre ihr Jawort dazu zu geben, wenn sie die Seine werden sollte: ihre Mutter, der Fürst, der Kardinal und wer nicht alles. Und von all denen waren, wenn Montenero nicht mildere Saiten aufzog, nur Widerspruch und Hindernisse zu erwarten, während sich alles noch machen konnte, wenn er mit sich reden ließ und wenigstens jetzt im letzten Augenblick einlenkte.

Nicht viel anders dachte die Gräfin, die, so wenig sie es Wort haben durfte, den Geschmack ihrer Tochter teilte und nichts sehnlicher wünschte, als daß das ganze Vermögen des Fürsten auf den Grafen Viktor übergehen und dieser dann ihrer Tochter die Hand bieten möchte. Damit wäre auch ihr Gewissen der Kirche gegenüber beruhigt gewesen, denn sie kannte den Einfluß ihrer Tochter auf den Grafen zu gut, als daß sie nicht auch in Beziehung auf die kirchliche und kirchenfreundliche Gesinnung des jungen Ehegatten einen erfreulichen Ausgleich hätte hoffen dürfen.

Wie der Graf über die Dogmen und Mysterien der Kirche dachte, war ihr im Grunde genommen gleich, wenn er nur in der Form und in seiner Stellung der Geistlichkeit gegenüber die nötige Rücksicht beobachtete und einiges Wohlwollen zeigte, sodaß ihn die Freunde der Kirche nicht länger zu fürchten und zu bekämpfen brauchten.

Von den Plänen des Priors und der Äbtissin, die es ja doch in erster Reihe darauf abgesehen hatten, sich des Monteneroschen Vermögens zu Gunsten des einen oder des andern der beiden Stifter zu bemächtigen, war ihr nichts bekannt. Sie diente den beiden und dem klugen Pater Molybius nur als Marionette. Wenn sie, dachten diese, zur Einsicht kommen würde, welche Bestrebungen sie wider Wissen und Willen gefördert hatte, würde es zu spät sein, und man würde sie einfach beiseite schieben, wie man sich andrer für ähnliche Zwecke gebrauchter Werkzeuge ohne Gewissensbisse entledigt hatte.

Unter solchen Erwägungen und Gesprächen hatte man den dem Gradschiner Stift als Entree dienenden, übereck angefügten kleinen Kuppelbau erreicht, und da die Dame, die man besuchen wollte, zu Hause war, so wurde Montenero mit hineingegenommen und mußte einen lehrreichen, aber nicht für jedermann interessanten Kursus über die Aussichten und Pläne aller stifts- und heiratsfähigen jungen Damen der österreichischen Gesamtmonarchie mit durchmachen.

Unterdessen war der Prior von dem Kardinal empfangen worden, und die Unterhaltung hatte die besondere Wendung genommen, zu der es leicht kommt, wenn ein hochbefähigter und kühner Geist, wie der Prior, einem Vorgesetzten gegenübersteht, der ihm, wie es bei dem Kardinal der Fall war, nicht bloß an kirchlichem Rang weit überlegen ist, sondern ihn noch obendrein durch gesellige Sicherheit und klassische Ruhe dominiert. Der sonst so selbstbewußte und sichere Mann empfand die ihm gezogenen unübersteiglichen Schranken. Als Diplomat und Politiker war ja vielleicht, was kühne Pläne und rücksichtslose Ausführung anlangte, der Prior der fähigere und genialere der beiden, aber der mächtigere, der unbestrittenermaßen die Oberhand hatte, war der Kardinal. Bei seinem leichtlebigen entgegenkommenden Charakter hätte der hohe geistliche Rang, den er bekleidete, vielleicht nicht genügt, ihm dieses Übergewicht zu sichern; es kam etwas rein weltliches dazu, was ihm gewissermaßen neben dem geistlichen Stützpunkt noch einen zweiten, außerhalb der Kirche stehenden verlieh. Er war in jeder Beziehung,

historisch, heraldisch und vom rein geselligen Standpunkt aus ein überaus einflußreicher und maßgebender Repräsentant des höchsten einheimischen Adels. Und wie er diesem Umstand sein hohes Amt und den Purpur in ähnlicher Weise verdankte, wie dies schon wiederholt bei seinen Vorfahren der Fall gewesen war, so gab ihm dieselbe bevorzugte weltliche Stellung eine Unabhängigkeit gegenüber allen, auch den mächtigsten und geheimnisvollsten römischen Einflüssen, vor der sich der Prior beugen mußte. In Staaten, wo es keine mächtige Feudalaristokratie giebt, ist auch der höchstgestellte Kirchenfürst ein Geschöpf Roms, hier in Böhmen, auf dem Grabschin war der Fürsterzbischof nicht das Geschöpf, sondern nur der Bundesgenosse Roms, und dieser Umstand fühlte sich überall an der Freiheit seiner Bewegungen heraus. Denn so sehr auch die Kurie der Laienwelt gegenüber Wert darauf legt, als nur von geistlichen Rücksichten geleitet zu erscheinen, so vorsichtig und so klug weiß sie jeder rein weltlichen Machtfrage da Rechnung zu tragen, wo sie damit einen Erfolg oder einen Vorteil zu erzielen hofft.

Der Versuch des Priors, den Grafen Viktor nicht gegen den Willen des Kardinals, sondern mit dessen Hilfe zu stürzen, war etwas, woran sich der zehnte nicht gewagt hätte, denn der Kardinal war dem Manne, den es zu stürzen galt, gewogen, Montenero war einer seiner nahen Verwandten, und dem Kardinal — er hatte diese Anschauung mit der Muttermilch eingesogen — stand die Familie ebenso nahe wie die Kirche, oder um es mit andern Worten auszudrücken, für eine Kirche, die den Interessen seiner Familie zuwiderhandelte, hatte er wenig Herz und Teilnahme. Wenn die Kirche vorgehn und sich bereichern wollte, wenn es ihr darum zu thun war, freigeistigen Übermut zu brechen und kezerischen Frevel zu strafen, so mochte sie sich anderswo hinwenden, nicht in den Schoß seiner Familie und Verwandtschaft. Der Angriff des Priors mußte deshalb mit besondrer Kühnheit ins Werk gesetzt werden, wenn er gelingen sollte. Daß Graf Viktor ein Freigeist war, hatte den Kardinal im Verkehr mit ihm nie gestört. So korrekt im Glauben und in der Haltung der überaus taktvolle Kirchenfürst für seine Person war, so tolerant war er da, wo es sich für ihn um nichtamtliche, altgewohnte Beziehungen handelte.

Ich habe geheime Aufträge von Rom, sagte der Prior, Aufträge, deren sofortiger Ausführung ich mich um so weniger entziehen kann, als sie in der Form eines unbedingten Befehls gegeben sind. Der Graf wird höchsten Orts für so gefährlich gehalten, daß mir die Wahl des Mittels, ihn unschädlich zu machen, überlassen worden ist. Ich wollte nicht verfehlen, Ew. Eminenz von diesem Sachverhalt ehrfurchtsvoll in Kenntnis zu setzen, und mir deren Beistand pflichtschuldigst erbitten.

Bei einem Kirchenfürsten, der keinen andern Halt gehabt hätte als den, den ihm die Kurie gab, würde — das ist nur so eine Laienvermutung — der dunkle Schatten der gewaltigen Hand, mit deren Allmacht gedroht wurde, vielleicht gewirkt haben. Dem Kardinal machte er keinen Eindruck. Man werde wohl daran thun, sagte er, in dieser Sache mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehn und sich — er richtete sich hierbei in der vollen Höhe seiner imponierenden Gestalt auf — von Rom aus unmittelbar an ihn zu wenden. Er sei nicht gesonnen, Machenschaften unlauterer Natur, bei denen man sich untergeordneter Werkzeuge bediene, mit seinem Einfluß bei Sr. Majestät und hier im Lande zu decken. Er weise von vornherein jede Verantwortung für einen unberechtigten Eingriff zurück und werde, wenn diesem seinem ausdrücklichen Befehle doch zuwidergehandelt werde, nicht ruhn und nicht rasten, bis den Schuldigen die Strafe des weltlichen Arms erreicht habe.

Ich darf wohl annehmen, sagte der Prior, daß Ew. Eminenz sich der mit dieser Entschließung übernommenen besonders schweren Verantwortung bewußt sind. Es würde mir leid thun, wenn man an höchster Stelle deren Anschauungen nicht teilte und sein Mißfallen in empfindlicher Weise zu verstehn gäbe.

Sorgen Sie sich nicht, lieber Prior, sagte der Kardinal, indem er durch eine Bewegung zu verstehn gab, daß die Audienz zu Ende sei, und verlassen Sie sich

darauf: der Fürsterzbischof wird den Kardinal und mit ihm den hochwürdigen Prior vom Berge nach allen Seiten hin decken.

\* \* \*

Als der Pater Mloysius, einer Aufforderung des Priors folgend, am nächsten Morgen den vielgewundnen, sich bald unter hohem Laubholz, bald zwischen dichtem Gebüsch hinschlängelnden, hier längs der Böschung eben hinlaufenden, da ihr auf steilen Stufen zu Leibe gehenden Parkpfad eingeschlagen hatte, der zu dem zwar etwas verworrenen, aber in gewaltigen Massen weithin über das Land leuchtenden Komplex der Stiftsgebäude hinaufführte, hatte ihn das, was ihm von der Gräfin über ihre gestrige Unterredung mit dem Grafen Viktor mitgeteilt worden war, und dessen Teilnahme an dem heutigen Messgottesdienste gutes Mutes gemacht. Er war in gehobner, hoffnungsvoller Stimmung. Es konnte ja nun noch alles gut werden. Auch wenn Graf Viktor Komtesse Paula heiratete und von dem Fürsten testamentarisch zum alleinigen Erben seiner Allodialgüter gemacht wurde, brauchte die Kirche von dem nun glücklich bekehrten nichts zu fürchten. Daß der Fürst seinen Besitz, insoweit ihm darüber freie Verfügung zustand, nicht zu teilen wünschte, wußte der Pater. Dieser Umstand war es ja gerade gewesen, weshalb man sich so eifrig bemüht hatte, den Anfall dieser wahrhaft fürstlichen Ländereien und Einkünfte dem Grafen Egon auf die eine oder die andre Weise zu sichern. Denn auf seine Botmäßigkeit konnte sich die Kirche freilich noch unbedingt verlassen als auf die des Grafen Viktor, er war ein durchaus gefügiges Werkzeug in ihren Händen. Aber da nun auch bei dem Grafen Viktor Aussicht auf Besserung war, so stand die Sache noch immer nicht ganz schlimm. Jedenfalls war die Sinnesänderung des Grafen dem gewaltigen und bisher überall siegreich gebliebenen Zureden des Priors zu verdanken. Diesem ersten Erfolg würden sich weitere anschließen, und wenn man sich auch mit dem Grafen nie eines Kadavergehorsams werde erfreuen können, so werde doch alles so weitergehn, wie es sich jetzt unter dem Fürsten anlasse, der ja auch der Kirche die wahre und wünschenswerte völlige Unterwerfung nicht bezeige. Pater Mloysius war jung, und die Jugend neigt, auch wenn ihr die Flügel im Konvent vorchriftsmäßig gestutzt sind, immer ein wenig zum Optimismus.

Wie enttäuscht war der arme Pater, als er die Nachricht, daß Graf Viktor am Morgen die Messe besucht habe und für Mittag vom Fürsterzbischof zur Tafel geladen sei, dem sehr ernst dreinschauenden Prior gebracht und auch von der Freude und Genugthuung des Fürsten und der Gräfin über diese unerwarteten und jedenfalls nur ihm, dem Prior zu dankenden Ereignisse berichtet hatte!

Sie sind im Irrtum, bester Pater, sagte der Prior, der sich keine falschen Hoffnungen machte und recht wohl wußte, daß der Graf nur in Formsachen nachgegeben habe und im wesentlichen noch genau so denke wie früher. Und dieser Irrtum ist gefährlich, denn er hindert Sie, die Sachlage so zu sehen, wie sie wirklich ist. Der Graf ist uns in jeder Beziehung im Wege, und die etwas mildern Saiten, die er seit gestern aufgezogen hat, ändern daran nichts. Es handelt sich zwischen ihm und uns nicht um Herstellung eines erträglichen modus vivendi, wie Sie zu glauben scheinen, sondern um eine ganz andre, ungleich wichtigere Frage. Sollen und dürfen wir es zulassen, daß ein Mann mit keizerischen Anschauungen, wie er sie hat, in eine Stellung kommt, in der er vermöge eines fürstlichen Besitzes und eines weitreichenden Einflusses der Kirche unabsehbaren Schaden zufügen kann? Von dem wünschenswerten Zuwachs an Mitteln und an Macht, der der Kirche durch seine Dazwischenkunft entgeht, will ich gar nicht einmal reden. Ob er Messe hört, ob er mit seinem Vetter, dem Kardinal, geselligen Verkehr pflegt, ist für uns Nebenache. Was die Kirche mit Recht erwartet und verlangt, ist, daß er ihr mit beständigem Gehorsam diene, und — glauben Sie meiner langjährigen Erfahrung, bester Pater — dazu wird dieser Mann nie zu bringen sein.

Und was denken Sie zu thun, hochwürdiger Prälat, um unter solchen Umständen

das Interesse der Kirche besser zu wahren als durch nachsichtiges Geschehenlassen und wohlwollendes Entgegenkommen?

Zu handeln denke ich, Pater, wenn es dazu nicht schon zu spät ist. Und was Sie hätten thun sollen und bedauerlicher Weise unterlassen haben, wäre dasselbe gewesen. Sie hätten handeln sollen. Zweierlei konnte durch vorsichtiges, aber nachdrückliches Eingreifen verhindert werden, die Verheiratung des Grafen mit Komtesse Paula und dessen Einsetzung als Erbe der Allodialgüter. Sie werden mir nicht bestreiten, Pater, daß ich Sie auf die Wichtigkeit beider Punkte schon längst und wiederholt aufmerksam gemacht habe. Wie entschuldigen Sie die unverzeihliche Verläßlichkeit Thronen, das sich mit dem begnügen darf, was ihr der fromme Eifer Einzelner und etwaige Glücksfälle in den Schoß werfen? Haben Sie vergessen, daß Sie Ihre eignen menschlichen Gefühle, die Sie vielleicht zu Frieden und Eintracht verleiten möchten, da bemeistern müssen, wo das Wohl der Kirche den Kampf, die Niederwerfung unbotmäßiger Elemente oder die Förderung gewisser Anschläge und Pläne um jeden Preis fordert? Warum haben Sie nicht bessere Anstalt getroffen, sich des Gemüths des Fürsten und seiner Richte zu bemächtigen, damit Sie instande waren, sie nach den Befehlen der Kirche zu leiten? Warum haben Sie die Beihilfe, die Sie von der Abtissin, von der Gräfin L'Hermage und dem Grafen Egon zu erwarten hatten, nicht besser auszunutzen gewußt? Nun ist es dafür zu spät, und wir sind auf das einzige uns verbliebne Auskunftsmittel beschränkt, uns des Grafen, dem alles in den Schoß zu fallen scheint, um jeden Preis zu entledigen.

Der Pater kannte die gewaltige Hand, die sich aus undurchdringlichem Dunkel nach ihm und dem Grafen ausstreckte, aus mehrjähriger Erfahrung zu gut, als daß er sich nicht hätte möglichst klein machen und bemüht sein sollen, durch bereitwilligen Gehorsam für das, was er bisher versäumt hatte, einigermaßen aufzukommen. Wenn er noch im letzten Augenblick an dem teilnahm, was der Prior infolge erhaltenen höhern Befehls zu thun entschlossen war, so konnte er sich dadurch vielleicht Nachsicht und Verzeihung erwirken.

Sie scheinen, fuhr der Prior fort, über das, was in der Familie des Fürsten vorgeht, nur äußerst mangelhaft informiert zu sein. Lassen Sie mich hören, wie es mit Ihren Auskunftsquellen steht, und wer die Personen sind, auf die Sie sich wegen des Rundschafterdienstes verlassen zu können glauben.

Und nun kam es bei der demütigen Beichte, die der Pater ablegte, heraus, daß die Fäden, an denen er seine Marionetten zu halten glaubte, hoffnungslos verwirrt waren. Er wußte selbst nicht einmal, in wie hohem Grade, aber schon das, was er dem Prior mittheilte, genügte, diesen davon zu überzeugen, daß man in der letzten Zeit im Dunkeln herumgetappt war.

Was der Pater wirklich wußte von der Schwierigkeit, die er in der letzten Zeit gehabt hatte, sich über den Fürsten und dessen Umgebung auf dem Laufenden zu erhalten, war mit dem, was er über die besondern Veranlassungen dieser Schwierigkeit nicht wußte, so sonderbar veralgamiert, daß sich auch der Prior kein recht klares Bild vom eigentlichen Sachverhalt machen konnte.

Zu Wahrheit war der Mohr des Grafen Viktor an allem schuld, und wie die Sachen lagen, war er in den letzten Tagen der einzige gewesen, durch den der Pater ab und zu in mehr oder minder zuverlässiger Weise etwas darüber erfahren hatte, was in der unmittelbarsten Umgebung des Fürsten vor sich ging oder im Werke war. Der Mohr war daran schuld und Bosenka, das niedliche Kammermädchen der Komtesse Paula.

Der Kaplan hatte allerdings seinen getreuen Rundschafter Joseph insofern richtig beurteilt, als er diesen von vornherein als einen zuverlässigen, der Kirche ganz ergebenen jungen Menschen angesehen und sich deshalb auch ganz auf ihn verlassen hatte. Aber dem klugen geistlichen Herrn, der von Liebe nichts wußte, und der in der That von dieser reizenden, meist in unvorhergesehener Weise und bis-

weilen etwas tyrannisch auftretenden Leidenschaft auch prinzipiell nichts wissen sollte, war ein Umstand entgangen, für den der Kantinenpächter ein schärferes Auge gehabt haben würde als er, wenn es sich um dessen Tochter und einen jungen Soldaten, wäre es auch nur der Trommeljunge gewesen, gehandelt hätte. Weil Joseph erst sechzehn Jahre alt war und noch kein Schnurrbärtchen hatte, mochte unser Pater an die Möglichkeit, daß sich sein Schützling und Ministrant verlieben, und daß dabei die heilige Mutter Kirche in seinem Herzen zu Gunsten eines Gößenbildes enthronet werden könne, nicht gedacht haben. Bekanntlich ist für das erste Auftreten dieser Leidenschaft ein Schnurrbärtchen keine *conditio sine qua non*, und unser guter Joseph hatte sich nicht bloß in die niedliche kleine Bojenka bis über die Ohren verliebt, sondern er hatte auch — wer könnte den Geschmack solcher kleiner Schlangen ergründen — trotz des bis tief über die Stirn vorgewachsenen Maulwurfsfellschens und der kulbigen Nase, vielleicht wegen der gutmütigen, nun sehr verliebt dreinschauenden Augen bei der schönen kleinen Jose Gnade gefunden: ein anmutiges, halbkindliches Techtelmechtel à la Cherubin, das aber bei dem guten dicken Jungen rasch tiefere Wurzeln geschlagen und ihn mit Leib und Seele gefangen genommen hatte. Das Unglück wäre auch für den Pater und die Kirche nicht groß gewesen, da der junge Schäfer doch nicht über ein paar gelegentliche Raub- und Beuteküsse hinausgekommen war, wenn nicht die Rückkehr des Grafen Viktor und mit ihr die Ankunft des Mohren der Idylle eine dramatische Pointe gegeben hätte, die dem Kaplan ebenso wie die Idylle entgangen war.

Der Mohr war allerdings, wie von dem Fürsten vorausgesetzt worden war, nicht getauft und hätte als schwarzer Heide der kleinen Bojenka Lust sein müssen; aber auch hier hatte sie ihren eignen, weder von uns noch von dem guten Joseph begriffnen Geschmack gehabt. Nur der Mohr, der natürlich Hassan hieß und ein Königssohn war — Mohren, die nach Europa herüberkommen, heißen alle Hassan und sind lauter Königsöhne —, nur der schwarze Hassan, sagten wir, verstand und billigte aus vollem Herzen Bojenkas guten Geschmack und verfolgte den einmal errungenen Vorteil mit der Lebhaftigkeit eines Affen, dem man eine Violine geschenkt hatte. Das Neue der Erscheinung, die Pracht des orientalischen Kostüms, die schneeweißen Zähne und die große Zärtlichkeit des strammen Burschen hatten Bojenka für ihn eingenommen. Der arme Joseph, der schon in so früher Jugend die Qualen der Eifersucht zu erdulden bekommen und auf den glücklichen, bisweilen etwas sehr zudringlichen Nebenbuhler einen furchtbaren Haß geworfen hatte, wurde noch härter geprüft: so hart, daß sein Herz sich gegen alles verstockte, was er bisher geliebt und hochgeachtet hatte. Da nämlich der junge Königssohn möglichst bald, und zwar, wie die Gräfin nicht ohne Grund gehofft hatte, in Gegenwart des Kardinalfürsterzbischofs getauft werden sollte, so hatte der Kaplan seine Vorbereitung dazu übernommen, und Joseph, der sich keine Rechenschaft davon zu geben vermochte, daß das Interesse, das der Pater an dem neuen Zögling nahm, ganz berufsmäßig, und wie der technische Ausdruck lauten würde, spirituell war, glaubte sich auch beim Kaplan durch den schwarzen Rivalen verdrängt. Den Kaplan strafte er in seiner Weise dadurch, daß er sich ingrimmig von ihm zurückzog und ihn ohne Nachrichten über das ließ, was er erfuhr, mochte ihm auch das eine oder das andre davon noch so wichtig erscheinen, dem Mohren aber, der ihm leider an Körperkraft weit überlegen war, hatte er Rache, bittere Rache geschworen. Wie er diese werde üben können, wußte er noch nicht, aber der Hund des Fürsten, ein gewaltiger Neufundländer, der auf Joseph große Stücke hielt und inmitten der allgemeinen Erbärmlichkeit der einzige war, der ihm treu geblieben zu sein schien, schwebte ihm als bester Bundesgenosse bei einem Anfall vor, den er zu unternehmen willens war. Zum Unglück war Lord nicht auf den Mann dressiert, und wenn er nicht im Augenblicke des Kampfes noch für ihn Partei ergriff, so war von seiner Beihilfe wenig genug zu erhoffen.

Inzwischen hatte sich der von Joseph boykottierte Kaplan mit den Nachrichten

begnügen müssen, die ihm der Mohr willig zugetragen hatte. Was Graf Viktor that, wußte dieser allerdings, da er den Grafen bediente und mit ihm ausritt. Das Wichtigere aber, was nämlich der Fürst that, und was in dessen nächster Umgebung vorging, erfuhr der Vater auf diese Weise nicht: auch von der Anwesenheit des Geheimen Justizrats, der mit zwei andern Herrn mehrere Stunden im Kabinett des Fürsten zugebracht hatte, war ihm nichts bekannt geworden.

Der Prior hatte eine Zeit lang in Gedanken dagelesen und nachgesonnen. Ihr Wissen ist Stückwerk, bester Kaplan, sagte er: man hört, wenn man Ihren Worten folgt, läuten, aber nicht zusammenschlagen. Schicken Sie mir den Jungen, den Joseph, herauf. Von dem erfahre ich wenigstens, was ihn von Ihnen fernhält, und ob ihn jemand gegen Sie aufgehetzt hat. Den Neger aber müssen Sie täglich aufs genaueste ausforschen. Im Leben ist kein Umstand zu klein und zu geringfügig, daß er nicht, wenn man eine Partie Schach spielt, Verwertung finden könnte. Wir haben freilich schon unsre besten Figuren verloren, aber wir wollen die Partie doch noch gewinnen.

(Schluß folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Parlament und Verfassung in Österreich. Albin Geyer hat uns im 43. und 44. Heft klar gemacht, daß es um Österreich gar nicht schlimm stehen würde, wenn nur seine Regierung zu regieren verstünde und auch die Kraft und den Willen hätte, zu regieren. Daß das Heil nicht von unten kommen kann, weil die in Nationalitäten und Parteien zerklüftete Bevölkerung keine Nation, sondern ein Chaos ist, lehrt jede Geschichte des österreichischen Staates, und so auch das (bei Karl Fromme in Wien und Leipzig 1902 erschienene) Buch von Dr. Gustav Kolmer: *Parlament und Verfassung in Österreich*. Erster Band: 1848 bis 1869. Sehr gut hat Schmerling in der Budgetdebatte vom 28. November 1864 gesagt: „Ich sehe ganz davon ab, ob überhaupt ein streng parlamentarisches Regiment in Österreich eine Möglichkeit ist, ob es möglich ist, gerade immer nach der Majorität zu regieren, und ob es möglich ist, ein Majoritätsministerium zu bilden. Ich will nur die moralische Wirkung der sogenannten Majorität eines Hauses auf die Entschlüsse der Regierung kennzeichnen. Da kann ich mir denn sehr gut denken, daß eine Regierung, der eine geschlossene Partei gegenübersteht, eine Partei, die ein bestimmtes Programm und für hohe Verwaltungskämter befähigte Männer hat, da kann ich mir sehr gut denken, daß eine solche Regierung moralisch verpflichtet sei, den Wünschen und Ansprüchen einer solchen Partei Rechnung zu tragen. Solche feste Parteien existieren in diesem Hause nicht, und insbesondre jene Partei, die sich Seiner Majestät getreue Opposition nennt, kann von uns wahrlich nicht als eine Partei mit einem festen Programm betrachtet werden.“ Das kann der Herr von Koverber heute mit zehnmal größerem Rechte sagen. Denn damals war immerhin die Erlösung Österreichs vom Konkordat und eine Reorganisation des Volksschulwesens ein Programm, das in einigen Beziehungen Besserung versprach, und das Parlament hatte tüchtige Männer, die wirklich verhandelten. Heute sind die einzigen sachlichen Reden, die man in den Parlamentsberichten zu lesen bekommt, die des Sozialdemokraten Deszynski über die galizische Schlachzizenwirtschaft, und nur ausnahmsweise gelingt es manchmal, wenigstens die Form einer parlamentarischen Verhandlung aufrecht zu erhalten. Am 17. Junt 1867 rief bei einer Rede Mühlfelds für ein neues Religionsgesetz der